

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 9. März 1829.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 10.

Der Vaterfluch.

(Fortsetzung.)

Mariane hatte zwei Fehler, welche aber beide aus einem menschlich wohlwollenden Herzen und einem Selbstgefühl ihres höhern moralischen Werths entstanden. Sie traute sich selbst und Andern zu viel.

Nach jener Scene auf dem Corridor war ihr Vater sich gleich freundlich geblieben. Der König zeichnete sie zwar sehr aus, allein seine Galanterien waren zu fein, um bei dem freien Umgangston, der damals am Hofe von Versailles herrschte, dem sich rein fühlenden Mädchen noch länger in dem grellen Lichte erscheinen zu können, welches St. Dmars leidenschaftliche Aeusserungen auf einige Augenblicke ihr gegeben hatten.

Nichts beunruhigte sie, als St. Dmars plötzliches Verschwinden. Doch auch diese Unruhe verschwand, wie der Minister, Cardinal Barrois, ein Günstling und heimlicher Anbeter der mächtigen Markise, welcher mit ihren Plänen, das schöne Mädchen in die Arme des Königs zu liefern, übereinstimmend handelte, — eines Abends in einem der glänzendsten Hofzirkel hinarief: er habe sich veranlaßt gesehen kürzlich den jungen St. Dmar mit einer geheimen Mission nach St. Domingo zu senden. Derselbe habe unmittelbar nach Empfang des Befehls noch mitten in der Nacht abreisen zu müssen, um das Absegeln einer vor Toulon liegenden Fregatte nicht zu versäumen.

An demselben Abend erfuhr Mariane von ihrer Zofe, daß St. Dmar viele Versuche gemacht habe, sie heimlich zu sprechen, welches aber an der Wachsamkeit des Portiers gescheitert sey. Dieser habe auch einen an sie gerichtet gewesenen Brief aufgefangen, aber dem Markis, ihrem Vater, eingehändigt. Unter diesen Umständen überzeugte sich Mariane, daß jeder Versuch vergeblich seyn würde, von dem Erstern etwas Näheres zu erfahren. Es beruhigte die Getäuschte einige Maßen, daß ihr Vater mit dem freundlichsten Wohlwollen zu ihr sagte: St. Dmar sey jetzt auf dem Wege eine glänzende Carrière zu machen, erst wenn er reussirt haben würde, sey vielleicht an eine nähere Verbindung zu denken.

Freudig bewegt, drückte Mariane ihre Lippen auf die Hand ihres Vaters und stammelte Dank für die Hoffnung.

„Es steht bei Dir, meine Tochter,“ sagte der Alte mit einem zweideutigen Lächeln: „St. Dmar zu pouffiren. Du hast das Ohr des Königs, etwas mehr Freundlichkeit und weniger Plüderie — und ein Königreich liegt zu Deinen Füßen.“

„Mein Vater! rief das erschrockene Mädchen, noch zweifelnd ob sie recht gehört und recht verstanden habe: „ich soll den Geliebten erwerben, indem ich ihm treulos werde?“

„So bleib ihm treu und tödte ihn. Er sitzt gefangen in der Bastille.“

Erschütternd wirkte diese Nachricht auf das Gemüth des liebenden Mädchens. Ein heftiges Zittern hatte ihre Nerven ergriffen. Mit starren, dem Wahnsinn abgeborgten Blicken betrachtete sie den Vater, der sie um das Glück ihres Lebens betrogen hatte, und jetzt — das sah sie — auch ihre Tugend verkaufen wollte. Ein leichter Zug des Hohns spielte lächelnd um die Lippen des Markis. Damit aber war ihr Gefühl in der heiligsten Tiefe verletzt. Ihr Glaube an die Menschheit war in diesem Augenblick untergegangen. Sie fühlte sich und ihre Liebe nur auf die eigene Kraft angewiesen, und dieses Bewußtseyn gab ihr eben jene erhebende Kraft — jenen düstern, entschlossnen Willen, den man die Entschlossenheit der Verzweiflung nennen könnte.

„Mein Vater,“ sagte sie mit einer Hobeit, die den Markis überraschte: „führt mich zum Könige, wann Ihr wollt, — Ludwig ist ein ritterlicher König, ich werde Schutz bei ihm finden gegen die Scorpionische meines Vaters.“

Ludwig XV. hatte in seinem fünfzehnten Jahre sich vermählt. Zehn Jahre lang hatte er, treu seiner Gemahlin, ein glückliches harmloses Leben geführt. Da endlich siegte die Macht des frivolten Zeitalters, er fiel in die Netze lockender Koketten und versank immer tiefer in den niedrigsten sinnlichen Lüsteu. Alle Schranken der Schaam waren durchbrochen. Der Versailler

Hof war ein Sodom und Gomorrha von Sittenlosigkeit und Schwelgerei. Der höchste Adel geizte nach der Ehre, seine Töchter und Schwestern dem königlichen Wollüstling in die Arme zu liefern; 150,000 Franken Ausstattung war der bekannte Preis eines solchen Opfers. Die Pompadour verschwendete Millionen, beherrschte den König und seine Minister und Frankreich. Fremde Gesandten buhlten um ihre Gunst, und Friedrich der Große mußte ein derbes Wort über sie dadurch büßen, daß Frankreichs Heere mit seinen Feinden zogen. Die Prinzen vom Geblüt, selbst die Königin, mußten die nie zuvor erhörten Anmaßungen der königlichen Maitresse sich gefallen lassen, die jetzt bei verblühter Schönheit nur noch durch Ränke und die Macht der Gewohnheit im Harem dieses verlebten Sultans herrschte. Und dieses gelang ihr, indem sie die Ausschweifungen des Königs begünstigte, ihm immer schönere, aber möglichst geistlose Opfer zuführen ließ; zu einem solchen war, wie wir wissen, Mariane ausersehen. Zwar hatte der König oft eine gewisse ritterliche Galanterie gegen Damen zu erkennen gegeben. Mariane kannte ihn so, da er sich in den glänzenden Umgebungen seines Hofes gern von dieser Seite zeigte. Allein sie wußte nicht, daß der Wollüstling charakterlos ist. Heute des größten Edelmuths fähig, und morgen der schwärzesten Niedrigkeit.

Jetzt schlug es zwölf Uhr, — Mitternacht. Ein kleines ungeschicktes Vorzimmer war nur düster erhellt von einem Wandleuchter. Einige Pagen trieben flüsternd ein neckendes Spiel unter einander. Lakaien kamen mit silbernen Armluchtern durch die Mittelthür und begaben sich damit rechts in eine Seitenthür, aus welcher der Duft von Ambra und Weihrauch hervorbrang, so oft sie geöffnet wurde. Es war das Schlafzimmer des Königs.

„Wer hat die Ehre des Betts? fragte ein Page leise lachend den Andern.

„Die Krone von Allen, die schöne Mariane,“ entgegnete ein Zweiter.

„Auf Ehre, das ist verflucht!“ rief ein Dritter: „ich gönne sie mir lieber, als dem Könige.“

„Geduld — begnüge Dich mit der Erbschaft,“ lachte ein Viertes: „ich wette, nach fünf Nächten — —“

„Ist die Wittwe vacant,“ tröstete sich Fener: „und ich nehme sie auf Glauben, versteht sich mit zweihunderttausend Livres Ausstattung —“

„Va!“ rief plötzlich eine tiefe Stimme. Die Pagen fuhren schüchtern auseinander. Diener mit Lichtern traten ein, und die hohe ritterliche Gestalt eines Mannes in seidener Nachtkleidung hielt den Pagen leicht bei der Schulter fest. Es war der König. Man sah es an den noch immer schönen, aber sehr verlebten Zügen des schon gealterten Monarchen. Ein feines Lächeln zuckte um seine Lippen, als er sagte: „Va — Monsieur Sablon! Ihr bekommt die Wittwe des hoffentlich dann noch lebenden Königs, mit 200,000 Livres und dem Obristenpatent. Ihr sollt es mir noch Dank wissen, Bürschchen, wie ich sie instruiren werde am Euch glücklich zu machen. Adieu!“ —

Der König ging in das sammtne Schlafgemach.

Die Pagen wagten kaum zu athmen. Kammerdiener eilten ab und zu. Binet, der Vertraute des Königs, trat einigemal hinaus auf den Corridor. Er schien mit einiger Verlegenheit Jemanden zu erwarten. Jetzt wurden aus dem zweiten Vorzimmer Lakaien abgesendet. Alles war dann wieder still. Nur in tiefer Ferne hörte man die dumpfen Tritte der Schildwachen von der Schweizergarde. Endlich öffnete sich die Flügeltür, und ein hagerer langer Mann, im Hofcostüm, mit Perücke und Galanteriedegen, trat ein. Am Arme führte er ein ausgezeichnet schönes Mädchen, dessen schwebender Gang und zarten, fast ätherischen Umrisse in der Dämmerung etwas magisch Bezauberndes hatten.

Ihr dunkles Haar wallte in natürlichen Locken auf den blendend weißen Nacken und ängstlich sich hebenden Busen herab. Ein Kranz von weißen Rosen auf demselben war der Schmuck eines Opferlammes, aber auch das Sinnbild der Unschuld, und ein feiner indischer Schleier von gleichem Stoff, wie das idealische Gewand, deutete auf Tugend und Sittsamkeit. Die bleichen Wangen erhöhten die vergeistigte Schönheit des Mädchens, dessen dunkles Auge niedergeschlagen, fast ganz von den langen seidnen Wimpern bedeckt war. Sie war das Bild einer himmlischen Demuth. Selbst Binet war einen Augenblick überrascht, als plötzlich die Kerzen von einem Armluchter, womit ein Lakai herbei sprang, ein glänzendes Licht über die Feengestalt ausgossen.

„Der König“ flüsterte er: „hat Sie schon mit Ungeduld erwartet. Ihr Glück ist gemacht, schöne Marfise! — Ich hoffe, Sie werden sodann des alten Binet nicht vergessen, der es begründet hat, — jetzt folgen Sie mir.“

Mariane erröthete. Einen Augenblick trat sie zögernd zurück. Dann schlug sie das dunkelblitzende Auge auf. Eine rasche Entschlossenheit — ein erhöhtes geistiges Leben schien sie ergriffen zu haben. Sie folgte.

Eine Viertelstunde etwa verging. Die Pagen hatten sich zurückgezogen. Binet saß auf einem Tabouret in der Fensterbrüstung und trommelte mit leisem Pfeifen das damals beliebte: „Marlborough s'en vat en guerre,“ an den Fensterscheiben. Der Markis ging mit einer sonderbaren leisen Unruhe auf und nieder.

„Sie wollen sicher den hellen Morgen erwarten, Monseigneur!“ redete Binet ihn endlich mit ironischem Lächeln an: „Sie soll die neu aufgehende Gnadensonne gleich mit ihren ersten Strahlen bescheinen?“

„Ich versprach meiner Tochter zu warten, mein Herr!“ entgegnete der Markis mit geschmeidiger Höflichkeit: „Sie werden daher meine Anwesenheit entschuldigen.“

Plötzlich öffnete sich die Thür der königlichen Gemächer und heraus trat der König, indem er mit einer ritterlichen Galanterie Marianen führte. Jetzt erblickte er den Markis, der sich fast bis auf den Boden verbeugte.

Er betrachtete ihn einige Secunden mit einem Blick der tiefsten Verachtung. — „Fast sollte ich Bedenken

tragen," sprach er: „einem nichtswürdigen Vater seine tugendhafte Tochter wieder zu geben. Seht, schlechte Creatur, entfernt Euch vom Hofe, vermählt sie mit dem Chevalier Guido von St. Omar. Ich werde Binet den Befehl zustellen, welcher ihm die Freiheit geben wird. Seht, schöne Mariane! so rächt ein ritterlicher König verschmähte Liebe.“

Mariane sank auf ein Knie, küßte die Hand des Königs. Thränen glimmerten in ihren schönen Augen, als stumme Zeugen der Dankbarkeit. Der König hob sie auf, drückte einen leichten Kuß auf ihre Stirn und winkte, plötzlich in die Haltung der Repräsentation übergehend, Beiden Entlassung.

„Schurke!“ rief der König dem sich jetzt nähernden Vertrauten zu, und ging, ohne ihn eines Blicks zu würdigen, eilig in das Schlafgemach zurück.

Binet kannte seinen königlichen Herrn; er lächelte etwas böshaft und folgte.

Der König hatte sich in einen sammetnen Lehnstuhl geworfen. Binet stand in demüthiger Haltung an der Thür. —

„Verdammte Tugend! verrückte Großmuth!“ grollte der König vor sich hin: „jeder Bauerbursch ist glücklicher als die allerchristliche Majestät, — bezahlte Liebe — und auch diese nicht, wo ich ein Königreich gäbe, um echte zu finden.“

„Ew. Majestät“ fiel Binet ein: „haben sich von der Allerhöchst Ihnen angeborenen Großmuth düpiiren lassen.“

„Du hast es getroffen, Binet, es war eine Betise von mir. Aber hättest Du das Mädchen gesehen, wie eine Gottgesandte schwebte sie herein. Es war eine Hoheit, eine Würde in ihrem ganzen Wesen — ein so gewaltiges unnennbares Etwas — Binet — ich stand vor ihr, wie ein Schulbube — das Blut froh mir in den Adern. Weiß Gott! ich hätte eine Million gegeben, um nur einen der leichtfertigen Scherze — aber konnte ich denn? war es möglich?“

„Man liest in Romanen,“ lächelte Binet: „Unschuld, Schönheit und hohe Weiblichkeit üben eine siegende Herrschaft über das Gemüth selbst des kühnsten Mannes aus. Ich habe dergleichen für Rodomontaden gehalten. Jetzt muß ich es glauben.“

„Poffen,“ entgegnete verstimmt der König: „Binet! ich glaube den Schlüssel gefunden zu haben — sie ist von einer höhern Macht unmittelbar in Schutz genommen und zu etwas Höherm bestimmt — die Pompadour mag zum Teufel gehen — Mariane soll ihren Platz einnehmen. Sie hat Geist, Liebreiz und — o du Himmel! welche hinreißende Beredsamkeit. — Sie hat kniend um die Gnade, ihren Geliebten aus der Bastille los zu geben — denk Dir, Binet! — ihren Geliebten — den Bougre in Ketten — und hier vor ihr stand ihr Geliebter — der König. War es nicht zum rasend werden? — Hätte ich sie nicht für die Frechheit dem Corps de Garde Preis geben sollen? — Aber konnte ich denn! — Machte sie es mir nicht zur ritterlichen Ehrensache? — Ha, ha! Du weißt,

Binet! Ritterlichkeit gegen Damen war von jeher meine schwache Seite.“

Binet zuckte mit schlaudem Lächeln die Achseln und sagte: „Ein solcher faux-pas läßt sich redressiren.“

„Dieser nicht, Binet!“ rief der König: „gab ich nicht mein Wort, ihres Geliebten Freilassung zu unterzeichnen?“

„Und mir zuzustellen, Majestät! — mir — ich aber gab mein Wort nicht, das Brevet zu überbringen.“

„Du bist ein feiner Schurke, Binet!“ lachte der König: „die Sache läßt sich machen.“ —

Der Markis hatte sich vierundzwanzig Stunden in sein Zimmer eingeschlossen. Es war gegen Abend, als der Portier den königlichen Kammerdiener Binet meldete. Zitternd klopfte der Leibjäger des Markis an die verschlossene Zimmertür desselben. Endlich wurde geöffnet. Der Vertraute des Königs ward gemeldet und trat ein. Fast erschrocken der vielgewandte Mann vor dem gespenstischen Ansehen des Markis in der weißen Nachtkleidung mit den verstörten Zügen.

„Sie bringen mir ein Lettre de cachet, Monsieur?“ fragte der Markis und hielt sich fest an dem Pfeilertisch, neben welchem er stand: „was hätte ich sonst noch zu erwarten?“

„Gnade Monseigneur!“ erklärte Binet mit einem schlaunen Lächeln.

Der Hofmann sank auf seine Knie, sprang auf, tangte, umarmte den Glücksboten und entschuldigte dann wieder seine Thorheit, indem er hundert neue beging.

Binet erzählte das gehabte Gespräch mit dem Könige, allein er verschwieg den Umstand wegen der Zurückbehaltung des Freibriefs. Der Markis horchte auf, lächelte, knipste mit den Fingern und entließ den königlichen Vertrauten mit der Versicherung: er wolle Alles schon machen, man solle ihm nur freie Hand lassen und besonders vor der Rache der Pompadour schützen.

„Sind des Königs Wünsche erreicht,“ entgegnete Binet: „so ist damit die Intrigue der gnädigsten Frau gewonnen, und Sie können auf die Gnade derselben zählen. — Des Königs Schutz“ fügte er lächelnd hinzu: „wird Ihnen wenig helfen, wenn die Markise zürnt.“

Nach einigem Nachdenken bat der Markis um eine Karte für die Bastille, damit er zu jeder Stunde jeden Gefangenen sprechen könne.

„Mein Name“ versicherte Binet: „gilt dabei mehr, als der des Ministers,“ schrieb die Karte und entfernte sich.

Gleich darauf zog der Markis heftig die Klingel und befahl ungeduldig, Maria nesolle erscheinen — aber sogleich.

Das unglückliche Mädchen — es wurde aufgestört aus den Träumen von Glück. So eben stand sie vor dem hohen Trümeaux in ihrem Schlafkabinett. Mit Hülfe der alten verschwiegenen Kammerfrau hatte sie sich im jungfräulichen Phantasiespiel bräutlich geschmückt.

Einen Myrthenkranz mit einer rothen Rose hatte so eben die alte Anna auf dem dunkeln Haare der erröthenden Jungfrau befestigt, und pries mit redseliger Zunge das Glück der Liebe, welches Marianens Herz schon viel tiefer empfand, und die Freuden des Brautstandes, welche die Glückliche ahnete.

Morgen solle der Geliebte befreit, übermorgen bei Hofe vorgestellt werden; sie dachte sich ihn, wie er sonst war, in der männlichen Jugendschönheit, mit dem leichten gebietenden Anstande, sie träumte jeden seiner Flammenblicke, jeden seiner Seelenküsse aus der schönen Vergangenheit zurück. Sie hörte, lachend, als die alte Amme die Feierlichkeiten des Beilagers mit großer Umständlichkeit beschrieb, da steckte der widerwärtige Canot, des Markis Kammerdiener, den gepuderten Kopf zur Thür herein und richtete des Markis Gebot aus.

Vergessen war der Brautkranz — der Festschmuck — Alles — Mariane eilte auf den Flügel der Liebe nach den Gemächern des Vaters. Wie doch der Mensch, wenn er im düstern Erdenleben ein Glück erträumt, so leicht an die Wirklichkeit glaubt, -- Guido — ihr Guido — so meinte sie — sei bei ihrem Vater, aus der Bastille durch Königs Gnade erlöst. Ohne Athem, mit fliegender Brust, mit hervorbrechenden Thränen stürzte sie zu den Füßen des Mannes nieder, der mit kalter Verwunderung das hochaufgeregte Mädchen betrachtete.

Nein — es war nichts — Guido war nicht dort. Beschämt stand sie auf und der Markis begann.

„Schon zu lange, Mariane,“ sagte er: „habe ich Dich in einem Irrthum gelassen, welcher aber nothwendig war, um Dir ein glänzendes Sort zu bereiten. Du bist nicht meine Tochter — Du bist die Tochter meines unglücklichen Neffen. Deine Mutter starb bei der Geburt. Du wurdest fremden Händen anvertraut. Erst als Deines Vaters Schicksal sich auf eine schauderhafte Weise gewendet hatte, nahm ich Dich zu mir und erzog Dich als meine Tochter.“

Es war ein sonderbarer Kampf, der die Brust des jungen Mädchens bewegte. So leicht gibt der Mensch nicht verjährte Gewohnheitsrechte auf, die sich durch heilige Naturbeziehungen ihm werth gemacht haben. Einen Augenblick war Mariane erschüttert. Doch die vorige Nacht schon hatte das geheiligte Band der Natur zerrissen, jetzt galt es ja nur noch dem Namen. Einen Vater, den sie verachten mußte, zu verlieren, erleichterte ihre Brust; aber schmerzlich war es auch, einen Vater im Kerker wieder zu empfangen.

„Der unglückliche — ist mein Vater?“ rief sie schmerzlich: „der unglückliche in der Bastille, der so schwer am Jorne der Markise von Pompadour zu tragen hatte? — O führt mich zu ihm, ich beschwöre Euch bei dem heiligen Namen, den ich Euch so lang gegeben habe; ich werde auch ihn zu befreien wissen durch den Edelmuth meines Königs, so wie ich den Geliebten befreit habe.“

„Du wirst Deinen Vater sehen, Mariane,“ entgegnete der Markis: „Du bedarfst seiner Einwilligung zu

Deiner Verbindung mit Guido, denn auch der gefangene Vater hat Rechte der Natur, die ewig und unveräußerlich sind. Folge mir —“

Eine Stunde verging. Die Zugbrücke über einem Modergraben rasselte nieder, knarrend wurde das Fallgitter aufgewunden, ein glänzender Scheibenwagen rollte über die Brücke und verschwand im dunkeln Thor.

Es war die Bastille, wohin der Markis Mariane geführt hatte.

Vestigia terrent! — es gibt die Hölle Keinen wieder! — so schloß Bonaparte und wendete dem Kreise der Damen, deren Erwartung er gespannt hatte, den Rücken.

(Fortf. folgt.)

Rechtspflege aus der Vorzeit.

Im Jahr 1581 wurde am 16. September ein Mensch, weil er der Zauberei angeklagt war, zu Neumark, 5 Meilen von Hamburg, hingerichtet. Er hieß Peter Mirs, und gestand ein, daß er, um sich unsichtbar machen, sich in einen Stock oder Stein verwandeln zu können, — weil er an die Möglichkeit, wie sehr Viele seiner Zeitgenossen geglaubt, — 544 Morde verübt, unter denen 24 schwangere Frauenzimmer gewesen, weil er deren Leibesfrucht zur Bewirkung dieser Zauberkünste nöthig zu haben vermeint.

Zu solchen scheußlichen Frevelthaten konnte den Verbrecher der Aberglaube verleiten; aber wenn er auch den Tod vielfach verdient hatte, so bleibt es doch merkwürdig, daß die Richter ihn nicht wegen dieser schrecklichen Mordthaten, sondern weil er ein Zauberer sey, zum Tode verurtheilten, und seine Hinrichtung auf seltsame Weise erfolgte. Er sollte drei Tage lang gepöbelt werden. Am ersten Tage wurden ihm von dem Henkersknechte Riemen aus seinem Leibe geschnitten und siedendes Del in die Wunden gegossen. Am zweiten Tage wurden ihm die Fußsohlen mit heißem Del bestrichen, über glühende Kohlen gehalten, am dritten Tage wurde er geschleift, erhielt 42 Stöße mit dem Rade und dann wurde er geviertheilt.

Welch ein Abstand zwischen dieser Justizpflege und der unserer Zeit!

Freigeigkeit.

Als der französische Ober-Finanz-Intendant B. Lion im Jahr 1640 die ersten Louisd'or schlagen ließ, lud er den ersten Marschall Grammont, den ersten Marquis von Villeroi, den Marquis de Conere und den Grafen von Hautefeuille zum Essen ein. Beim Nachtschiff ließ er drei Becken mit Louisd'or auftragen, und bat seine Gäste, davon nach Belieben zuzulangen. Diese ließen sich gar nicht nöthigen, steckten ihre Taschen, so voll sie konnten, und eilten dann davon, ohne ihre Wagen zu erwarten. Der Intendant lachte herzlich über die Mühe, die sie hatten, mit dieser Last zu gehen.